

Hinter der englischen Front

Rouen (Englisches Hauptquartier), 27. April 1917.

Nach dem ursprünglichen Reiseprogramm sollte ich eigentlich jetzt wieder im Emmental sein, an der Arbeit, welche in der Gemeinde zu verrichten ist. Aber eine besondere Angelegenheit hat mich hierher, zu den Engländern, geführt:

Der deutsche Fliegerhauptmann, Prinz Friedrich Karl von Preussen (Gross-Sohn des bekannten Heerführers aus den Kriegen 1866 und 1870/71) ist in den Kämpfen bei Arras von den Engländern heruntergeschossen worden und soll in Rouen in einem englischen Lazarett seinen Wunden erlegen und dort irgendwo begraben worden sein. Es ist seinen Angehörigen sehr erwünscht, näheres über die Umstände seines Todes und seine Grabstätte zu erfahren. Man hat mich um diese Nachforschungen gebeten — und ich kann damit einen Besuch bei den zahlreichen deutschen verwundeten Gefangenen von der Arras-Schlacht verbinden. Nur muss all das im Kommandobezirk der Engländer durchgeführt werden, bei denen ich nicht offiziell akkreditiert (beglaubigt) bin, keine speziellen Erlaubnisscheine für meine Aufgabe habe.

Als ich mich im englischen Hauptquartier (Base) in Rouen meldete, mit Angabe des Zweckes meines Kommens, liess mir der englische kommandierende General durch den französischen Verbindungsoffizier, Oberst L., mitteilen, es bedürfe keiner weiterer Formalitäten. Der freie Verkehr in seinem Kommandobereich sei mir gestattet, er habe zu mir, dem Reverend (dem Pfarrer), ohne weiteres das Vertrauen, dass ich von allem dem, was ich etwa von Kriegszurüstungen sehen werde, nichts weiterbringen,

davon keinen den Engländern schädlichen Gebrauch machen werde. Er nahm das ohne weiteres an, ohne von mir irgend eine mündliche oder schriftliche Zusicherung zu verlangen.

Da dachte und handelte er ganz als Engländer, welcher dem Vertreter des geistlichen Standes eine Art Vorzugsstellung punkto Ehrenhaftigkeit einräumt, in ihm zunächst den Ehrenmann sieht, welchem man, gerade in delikaten Angelegenheiten, von vorneherein Vertrauen schenken will.

Ich glaube nicht, dass in Frankreich die Dinge ganz so vor sich gegangen wären, und dass der blosse Nachweis geistlichen Standes die Türen zum Aufgehen gebracht hätte.

Auf der Suche nach einem Prinzengrab

Nach den auf der englischen Kommandostelle gemachten Angaben fand ich das gesuchte Prinzengrab auf dem nicht so weit entfernten Friedhof St. Etienne de Rouveray. — Es ist mit einem einfachen Holzkreuz bezeichnet, wie alle andern Gräber von verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass etwas von Blumenschmuck auf dem Grabe liegt: Zwei Kränze und ein Blumengewinde in Kreuzesform. Alles von den Engländern gestiftet. Auf dem einen Kranze steht geschrieben: „Ihrem Kameraden, das englische Fliegerkorps“. — Auch das ist englisch gedacht und gehandelt! Der auf dem Feld gemeinsamen Kampfes Gefallene wird nicht mehr als Feind, sondern als Kamerad betrachtet, dem man Achtung entgegenbringt.

Für die Angehörigen habe ich mir auch die Inschrift des Grabkreuzes notiert: „Captain Prince Frederick of Prussia, german Flying Corps. — Died of wounds 6th April 1917“.

In einem schottischen Kriegslazarett

Rouen, 28. April 1917.

Im englischen Hauptquartier war mir das vor der Stadt liegende englische Truppenlager, mit angeschlossenem Feldlazarett, als der Ort angegeben worden, wo ich näheres über die letzten Lebensstage und die Umstände des Todes des Prinzen erfahren und auch einen grössern Bestand deutscher verwundeter Soldaten finden werde.

Dort zeigte sich mit einem Male eine bis dahin nicht eingetretene Schwierigkeit, die der Sprachverschiedenheit.

Auf dem Truppen-Kommandobureau (es ist hier eine schottische Brigade in Reservestellung) und im Lazarettbureau war niemand des Deutschen oder des Französischen mächtig, damit ich vor allem operieren konnte — und meine Englischkenntnisse erwiesen sich als der Situation nicht genügend gewachsen.

Da ich wusste, dass die Militärärzte und der schottische Feldprediger „Akademiker mit Latein“ gewesen waren, schlug ich — etwas zögernd — diese Sprache für unsere Verständigung vor, was aber mit Lächeln abgelehnt wurde. Natürlich durfte ich nun erst recht nicht mit Griechisch kommen, in welcher Sprache ich übrigens die hier dienlichen Ausdrücke vielleicht selber nicht ohne weiteres gefunden hätte.

Uebrigens, auch wenn mein Vorschlag der lateinischen Unterhaltung wäre angenommen worden, hätte das wohl doch nicht recht zur Verständigung geführt; die Engländer haben für diese Sprache des Altertums eine ganz andere Aussprache in Gebrauch, als wir.

Die Hilfe in dieser Verlegenheit kam dann vom Sanitätswachmeister und von der Pflegerin, welche dem Prinzen den letzten Beistand geleistet und die beide ordentlich deutsch verstehen. Durch sie erfuhr ich das Notwendigste. Die Verletzungen des Heruntergeschossenen waren zwar schwer, aber sie wurden anfänglich doch nicht als eigentlich sein Leben bedrohend angesehen. Da trat am Karfreitagabend plötzlich Herzschwäche ein (infolge innerer Blutung, oder einer Embolie) und, während der schottische Feldprediger an seinem Bette ein Gebet sprach, entschlief, ohne merkbaren Todeskampf, der Prinz ganz ruhig.

Zwiesprache mit einem schottischen Feldprediger

Mit dem schottischen Feldprediger kam ich dann, als meine Englischkenntnisse wieder etwas erwacht waren, doch noch in eine nicht allzu stockende Unterhaltung. Dabei frug ich ihn, ob er, wie manche schottische Theologen, früher ein oder zwei Semester in Deutschland studiert und so einst in friedlichen, nähern Beziehungen zu diesem Volk und Land gestanden habe? Das war nun nicht der Fall. Um aber ganz augenfällig die Art

der jetzigen englischen Beziehungen zu Deutschland darzutun, nahm er einen Stock (wie ihn oft die englischen Offiziere tragen) und legte ihn an die Schulter, wie ein zum Abfeuern bereites Gewehr. Dazu gab er die Erläuterung, das sei das Richtige und Geeignete gegenüber diesen Leuten, den Germans, den Deutschen.

Während dieses Gesprächs lag mein Diplomatenpass zufällig auf dem Kommandobureautisch so ausgebreitet, dass die Pass-Photographie in Feldpredigeruniform sichtbar war. (Ich bin als Feldprediger der schweizerischen Armee bei der französischen Regierung angemeldet und beglaubigt, aber um möglichst frei mit den Kriegsgefangenen verkehren zu können, nahm ich dann vom Tragen der Uniform Umgang.)

Der schottische Dienstkamerad bemerkte nun auf der Photographie das Vorhandensein des bescheidenen Feldpredigerdegens und mit einer Mischung von Humor und Ernst bemerkte er, das schicke sich nicht wohl für einen Boten des Friedens: „Not sword, but bible!“ (Nicht das Schwert soll der Feldprediger zur Hand haben, sondern die Bibel!) Da erinnerte ich ihn an die eben von ihm praktizierte Schussbewegung, als von den Deutschen die Rede war — und gab ihm ganz freundschaftlich zu verstehen, ein schottisches, schiessbereites Gewehr sei etwas noch unfriedlicheres und noch mehr Schaden bringendes, als der harmlose Degen des schweizerischen Feldpredigers. Das nahm er mit frohem, scheinbar zustimmendem Lachen zur Kenntnis.

Mit seiner kriegerischen, kampfbereiten Verfassung gegen Deutschland war es ihm übrigens nicht so ernst. Jedenfalls war sie gar nicht gegen die deutschen Gefangenen gerichtet. Diese rühmten sehr die Hingebung, mit der er sich ihrer annahm und wie er ihnen schon manche Erleichterung verschafft habe. Als ich beim Abschied ihm angelegentlich dankte für alle diese Bemühungen um die Gefangenen, meinte er, das verstehe sich von selber, der verwundete, leidende gefangene Deutsche sei eben in seinen Augen kein Feind mehr, sondern ein unglücklicher, bedauernswerter Mitmensch, dessen Los man aus christlichem Erbarmen zu erleichtern suche.

Nach diesem Grundsatz scheinen hier übrigens im allgemeinen die deutschen verwundeten Kriegsgefangenen behandelt zu werden.

Es ist kein Unterschied zu sehen punkto Verpflegung und ärzt-

liche Fürsorge zwischen ihnen und den Verwundeten der eigenen Armee.

Zum erstenmal habe ich hier die Verwendung von gewaltigen Zelten als Lazarettträume gesehen. Das mag vom gesundheitlichen Standpunkt aus (Lüftung, Desinfektion, Vermeidung des Spitalgeruches usw.) viel für sich haben und in der wärmern Jahreszeit recht geeignet sein. — Aber in winterlicher Zeit?

Es ist übrigens diesen verwundeten Gefangenen wohl zu gönnen, dass verständnisvoll und rücksichtsvoll mit ihnen umgegangen wird. Denn viele von ihnen sind in schlimmem Zustand von den Kämpfen um Arras hierher gebracht worden. Gerade auch seelisch sind manche auf das äusserste hergenommen.

Schon viele Verwundete habe ich in den letzten Monaten gesehen, auch solche, welche die Schlacht nur seit kurzem hinter sich hatten. — Aber noch nie habe ich, wie bei manchen von diesen hier, das Grauen des Schlachterlebnisses noch nach 14 Tagen so deutlich auf den Gesichtern eingeschrieben gesehen.

Entsetzen, Angst, die sonst nach einem erschütternden Erlebnis nur vorübergehend auf einem Angesicht bemerkbar sind, die sind hier wie festgebannt, wie festgefroren, auf den Gesichtszügen.

Die Anliegen eines sterbenden jungen preussischen Offiziers

Ein Erlebnis, das am Schluss des Lazarettbesuches, im Zelt für verwundete, gefangene Offiziere, noch kam, wird mir lange in Erinnerung bleiben.

Beim Eintritt in das grosse, luftige Zelt deutete mein Begleiter, der Lazarettkommandant, ein höherer schottischer Sanitätsoffizier, auf ein Bett mit Bemerkung: „Dort starb der Prinz von Preussen.“ Nun war das Bett wieder besetzt, durch den jungen preussischen Leutnant L. Bei Arras waren ihm beide Beine durch einen Granattreffer zerschmettert worden. Das eine hatte man ihm bereits abgenommen. Die Amputation des andern wäre auch dringend notwendig, sei aber wegen der grossen Schwäche des Verwundeten noch nicht gewagt worden. — Auf meine Frage, ob ich ihm irgend einen speziellen Dienst erweisen könne, war seine

Antwort: „Ich danke, aber für mich selber soll man nichts tun, hingegen wäre ich froh und dankbar ob allem, was Sie etwa für meine auch verwundeten Mannschaften von der Kompagnie tun könnten. Und wissen Sie vielleicht, welches der Ausgang der Schlacht bei Arras war, ob wir oben auf kommen konnten? Das ist viel wichtiger und liegt mir viel mehr am Herzen, als mein persönliches Ergehen. — Wenn Sie etwas für meine lieben Eltern tun wollen, so schreiben Sie bitte, dass Sie mich in guter Pflege gefunden haben. Das wird eine grosse Beruhigung für dieselben sein, bis zu dem Augenblick, wo ich dann selber zur Feder greifen und einen beruhigenden Brief nach Hause schreiben kann.“

Bei diesen letzten Worten sah mich der am Kopfende stehende schottische Chefarzt, der allem nach etwas deutsch verstand, ernst an — mit einem Blick, der sagen wollte: Dieser Brief in die Heimat wird nie geschrieben werden können.

Bevor ich den jungen Mann verliess, dem ob dem Gedanken an die Kameraden, an das Vaterland, an die Eltern, die eigene Person so sehr in den Hintergrund trat, sagte ich ihm noch jene ewig gültigen, grossen Worte, die im Psalm 23 und in den letzten Versen des 8. Kapitels des Römerbriefes stehen: „In dem allem überwinden wir weit. Weder Tod noch Leben mag uns scheiden von der Liebe Gottes“, jene Worte, die über die grosse, schmerzvolle, ernste Wirklichkeit des Sterbens eine andere noch grössere, trostvolle, endgültige Wirklichkeit stellen.

Dieses Erlebnis hinter der englischen Front ist der Abschluss meiner vierten Tätigkeitsperiode unter den deutschen Kriegsgefangenen.

Trubschachen, Mai 1917.

Hierhin kam vor einigen Tagen der Bericht vom englischen Kommando in Rouen, der Leutnant L. sei wenige Stunden nach meinem Weggang seinen Wunden erlegen. Gleichzeitig wurde die Mitteilung gemacht, dass mir alle englischen Kriegsgefangenen-Lazarette jeder Zeit für weitere Ausübung seelsorgerlicher Tätigkeit offen stünden.

Um diese Erlaubnis war ich nicht eingekommen, um so mehr schätze ich es, dass mir das aus freien Stücken angeboten wird.

Aber ich werde kaum dazu kommen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Die Stellvertretungsverhältnisse hier haben sich, trotz den Bemühungen unseres Kirchgemeindepräsidenten und meiner lieben Frau schliesslich etwas schwierig gestaltet, und, wenn meine Aufgabe hier nicht zu Schaden kommen soll, muss ich wieder längere Zeit ganz an der Arbeit sein — und die Tätigkeit ausser Landes kann nur noch von Zeit zu Zeit für kürzere Frist ausgeübt werden.

Diese notwendig gewordene Einschränkung der vom Bundesrat mir übertragenen Mission hat zu Verhandlungen mit Bundesrat Hoffmann geführt. Dabei lernte ich ihn, der sonst sich eher sparsam an Worten, gerade auch an Worten der Anerkennung, erwiesen hatte, aus einem persönlichen, sehr herzlichen Schreiben an mich, nun noch von einer ganz anderen Seite kennen.
